

Heimat gibt es nur gegen Tabak

Obdachlose und sozial Schwache finden im Männerwohnheim in Tübingen einen Platz für sich – Über eine Nacht mit netten Menschen

Bier steht keines auf dem Tisch, dafür ein voller Aschenbecher. In der Küche des Tübinger Männerwohnheim sitzen sie und erzählen einander von ihren Kämpfen. Wer hier wohnt, hat es nicht leicht. Hier gibt man sich gern hart.

Von Sandro Mattioli

Du wirst dich dann fragen, wo bist du denn hier gelandet. Der Gepiercte erzählt dir, wie er Polizisten verknoppt hat. Oder umgebracht, wer weiß das schon so genau. „Da hab ich die Handschellen schnell um den seinen Kopp geschwungen und dann in'n Wagen reingezogen. Und dann einfach nur zugezogen.“ Der Hagere macht dazu ein kratziges Geräusch, das Brechen von Knochen. Um den Esstisch steht, nein, läuft auch noch Nico, der junge Drogendealer im schicken schwarzen Trainingsanzug. Nervös ist er, guckt immer wieder zum Fenster, nicht nur, wenn Studentinnen vorbeigehen. „Ich bin substituiert“, sagt er, „ich bin weg von dem Zeug. Ich setz mir nur noch einmal im Monat einen Schuss, nur eineinhalb Milliliter.“ Dann guckt er wieder, ob sie ihn holen kommen.

Der Vampir mit den eingeritzten Armen sagt, wie er an der Supermarktkasse fasziniert auf den Hals eines jungen Mädchens gestarrt habe. „Da wollte ich am liebsten reinbeißen. Das wär so schnell gegangen, das hätte die gar nicht gemerkt.“ Dann wischt er sich über sein bleiches Gesicht, und man sieht Schorf unterhalb des Handgelenks, dort wo die Adern sind. Der afrikanische Schweiger liest Tageszeitung und sagt irgendwann nur, dass das ja schon schlimm sei mit Martin. Den haben sie heute aus dem Haus getragen. Die Füße voraus. Tot. Der angekündigte goldene Schuss. Mit 36 Jahren. „Was soll der Geiz“, sagt der Gepiercte, „hier wird gestunken, dort gestorben, was soll's.“

Jimmy steht am Fenster und hört allen zu: dem klugen Vampir, dem fröhlichen Drogendealer, auch dem Gepiercten, der sich beim Rauchen in Rage redet. Wie er die Kanaken hasst. Und die Araber. Und die Türken vor allem. „Und was denkst du so, wenn du mich siehst?“ will Jimmy von ihm wissen. Sein Vater ist Inder. Die dunkle Haut hat Jimmy von ihm. Wo ist man hier hingerafen, fragt man sich dann, obwohl man es genau weiß: ins Aufnahme-Übernachtungswohnheim Kiesackerstr.2. So sagt es das Schild über der Eingangstür mit den Gitterstäben, und so sieht es hier auch aus.

Der Gepiercte hat seinen ersten Arbeitstag – wieder einmal

Weißer Wände, graues Linoleum, nikotigelbe Fenster. Lange Plur im Neonlicht. Eine Küche mit dem Charme eines Großraumbüros. Um den großen Holztisch sitzen sie alle. Zwei Mülltüten sind das Einzige, was den Raum ziert. Heimat sind hier Menschen. Heimat gibt es, wenn man Tabak hat. Heimat gibt es abends am Esstisch, wenn man sich gegenseitig erzählt, wie man kämpft. Gegen die Bullen oder gegen das Leben.

Heimat gibt es, wenn man Sieger ist, wie der Gepiercte, der seinen ersten Arbeitstag hatte, wieder einmal, und allen stolz erzählt, dass am Freitag in seiner Firma Tag der offenen Tür ist. Solche Probleme hat Nico, der Drogendealer, nicht. Du hast bald keinen Tag der offenen Tür mehr, wirft ihm der Gepiercte hin. Sie werden ihn holen, es ist nur noch die Frage, wann. Vorher will er so viel Haschisch kaufen wie möglich. „Da hat man einmal Geld, und dann hat niemand was“, schimpft Nico unbeindruckt und sagt dann: „Du weißt gar nicht, wie viel in einen Arsch reinpasst. Wenn du im Knast Drogen



Kahl sind die Räume, fahl das Neonlicht. Bunt ist nur die Gruppe der Menschen, die im Tübinger Männerwohnheim lebt oder nächtigt.

Foto look

hast, bist du König. Sonst bist du nichts.“ Dem Mächtegegnerkönig haben sie die Bewahrung widerrufen, weil er wieder einmal seine Frau verprügelt hat. Sie ist zu Stefan geflüchtet, da hat Nico selbst die Bullen gerufen. Vier Monate zwei Tage werden sie ihn dabehalten, wenn erst einmal der Haftbefehl raus ist. „Selber schuld“, höhnt der Vampir. „Hofentlich komm ich erst nächste Woche rein“, sagt Nico. Vielleicht hat er dann endlich einen Lieferanten. Außerdem kommt er so rechtzeitig zum Hauptverkauf. Dreißig Euro und acht Cent geben sie ihm. Tabak gibt es sonst nicht im Knast.

So reden sie im ersten Stock in der Küche. Ein Erdgeschoss hat das Männerwohnheim in Tübingen nicht, nur den Keller. „Kellerbar“ hat jemand auf den Wegweiser im Haus gekritzelt, und es ist wohl die Bar der Verdammten. „Wer unten ist, hat bei uns nichts zu lachen“, sagt der Vampir. Zu oft schon haben die Notübernachteter ihnen die Küche leer gefressen oder in ihrem Suff nach Zigaretten gefragt – mitten in der Nacht. Mit Hans werden sie keine Probleme haben. Es ist neun Uhr abends, Hans ist eben ins Haus geschlurft. Er schaut nur kurz in die Küche rein. Wohl nur, damit Jimmy, der für viele immer noch der Zivi ist, ihm frische Bettwäsche und ein Handtuch geben kann.

„Ich habe geduscht. Ohne Seife geduscht“, sagt Hans, der vielleicht auch ganz anders heißt, als er auf seinem Bett sitzt. Seine Hose und zwei Paar Socken hat er über einen Stuhl gehängt. Es ist alles, was er hat. „Ich habe meine Sachen gewaschen“, erklärt

er. Unter der Hose sammelt sich eine Lache. „Es ist nicht gut“, brummelt er, und zeigt auf die Mauer. „Wenn das erst mal losgeht...“ Dein Blick folgt seiner Handbewegung, nach oben, die kahle Wand hoch, zu dem Fenster mit dem Loch in der Scheibe. Irgendwann am Abend stehst du dann an der Kloschüssel. Davor ist alles nass, und du verstehst, warum Hans seine Hose gewaschen hat, ohne Seife: zu viel Domkellerstolz. Ein angebrochener Tetrapak liegt im blauen Müllsack, dem einzigen Farbpunkt in dem Kellerflur. So dürfte sich ein Innenarchitekt die Hölle vorstellen.

Bedrucktes Papier, Reste von Zigaretten, fertig ist die Kippe

Wenn du zurückkommst, denkst du beim ersten Atemzug, wäre ich lieber nicht aufs Klo gegangen. Hans sitzt immer noch da, er schaut dich nie an. „Das erste Mal hier?“ fragt er. Dir fallen seine Beine auf, die er immer zusammenhält. Damit du nicht siehst, dass er keine Unterhose besitzt. Sie sind weiß, dünn. „Ich bin müde“, sagt Hans. „Jeden Tag zwanzig Kilometer laufen, das geht auf die Knochen.“ Du siehst die dicke weiße Hornhaut an seinen Fußsohlen. „Ich kann das bald nicht mehr“, sagt Hans langsam. Was dann, fragst du dich leise. Aber nicht Hans. Hans hat keine Heimat, Hans kommt nie irgendwo an. „Wenn Sie zwanzig Jahre nicht zu Hause waren, da erkennste nichts wieder“, sagt er. Viele erkennen wohl auch ihn nicht wieder, oder sie wollen es nicht, mit

dem langen Bart, den zotteligen Haaren. „Meine Mutter lebt noch, Vater schon lange tot“, sagt Hans. „Einen Bruder, ist aber schwierig.“

Hans kommt aus einer großen Stadt bei Essen. „Da gibt's ja nur große Städte“, sagt er. „Kommst aus der einen raus, bist du schon in der nächsten.“ Tübingen dagegen sei eine komische Stadt. Da laufe man durch einen Vorort, Weilheim, da gibt's den Real, und dann kommt zwei Kilometer lang nichts. „Bei anderen steht ja Große Kreisstadt oder nur Stadt dran. Hier Universitätsstadt. Ich weiß auch nicht.“ Draußen feiert jemand, ein Feuerwerk donnert in der Ferne. Viele seiner kurzen Sätze wiederholt Hans. „Tübingen ist eine komische Stadt.“

Irgendwann ist Hans müde. Er hat eine Zigarette geraucht: ein bedrucktes Papier, dazu Reste von Selbstgedrehten aus dem Aschenbecher. Du legst dich ebenfalls hin. Die verwaschene Bettwäsche riecht wie in der Werbung: aprilfrisch, blütenduftig. Du freust dich über deinen vertrauten Freund, die Chemie. Doch langsam, ganz langsam, dringt in der Nacht der Muff aus dem Kissen darunter. Am Morgen legst du deine Bettwäsche vor die Waschküche und gehst, ohne dich von jemandem zu verabschieden.

Du wirst dich dann fragen, was für ein Ort das ist, dessen Tür du gerade hinter dir schließt. Ich kann es dir sagen: ein ganz normaler Ort in einer komischen Stadt in Deutschland.

■ Alle Namen geändert



MEINE FAMILIE

Mercedes oder Esel?

Von Dilek Güngör

Unsere Cousine Meray wird heiraten. „Und zwar mit allem Pipapo“, sagte sie neulich am Telefon. Bei „allem Pipapo“ sind mir sofort Tante Hatice weiße Hochzeitstrauben eingefallen, die sie sich doch so sehr für Lars und meine Schwester wünscht. Unter „allem Pipapo“ versteht Meray allerdings etwas anderes – keine Kutschen, kein Märchenschloss und auch keine Flitterwochen auf Barbados. „Wir heiraten im Dorf“, juchzt sie. Sie meint das Dorf in der Türkei, in dem unsere Großeltern leben.

Meray und Mark wohnen schon seit einer Ewigkeit zusammen und bauen, seit ich denken kann, an einem alten Bauernhaus im Schwarzwald herum. Dass die beiden einmal heiraten, hätte niemand gedacht. Und schon gar nicht, dass sie dazu in die Türkei wollen.

Meray träumt von einer Hochzeit auf dem Dorf

„Das Mädchen hat sie nicht mehr alle“, sagt Tante Hatice. „Jede Braut ist froh, wenn sie ihre Hochzeitsfeier in einem tollen Saal ausrichten kann, in einem Schlosshotel oder in einem Ferienclub. Aber unsere Meray will in das stinkende Dorf.“ Es ist das erste Mal, dass ich Tante Hatice so über das Dorf sprechen höre. Sonst finden ihre Lobeshymnen über dieses kleine versteckte Fleckchen Erde nie ein Ende. Mit einem Mal ist das idyllische Dorf ihrer Kindheit, der Ort ihrer glücklichsten Jahre, ein Stinkedorf.

Meray stellt sich ihre Hochzeit so vor: es wird ganz traditionell im Haus der Großeltern gefeiert, mit Musikern aus der Nachbarschaft, mit selbst gemachtem Essen, mit Henna und Hochzeitsnacht, drei Tage und drei Nächte lang. „Wahrscheinlich will sie dann mit Opas altem Esel in den Hof einreiten“, sagt meine Schwester. „In einem weißen Kleid, dann hilft ihr Mark herunter, hebt ihren Schleier hoch und küsst sie.“

Tante Hatice gefällt das ganz und gar nicht. „Auf einem Esel! Sogar ich bin mit einem Mercedes vorgefahren, da werden die beiden ja wohl auch was Besseres finden als einen Esel“, schimpft sie. „Lass sie doch, wenn ihr das gefällt“, wirft meine Schwester ein. „Ich finde das eine tolle Idee, ich war noch nie auf einer Dorfhochzeit“, sagt sie. „Ihr habt gar keine Ahnung, wie eine Hochzeit auf dem Dorf ist. Meray hat wahrscheinlich irgendwelche Filme im Kino gesehen und meint nun, das sei ganz toll“, ärgert sich Tante Hatice. „Einer muss mal mit ihr reden. Wenn ihre Mutter ihr schon diese absurde Idee nicht ausredet, muss ich das wohl tun“, sagt sie. „Nein“, rufen meine Schwester und ich wie aus einem Munde. Ich weiß zwar noch nicht, was ich von dieser Dorfhochzeit halten soll, aber wenn sich jetzt Tante Hatice einmischt, bringt das nur Unruhe. Meray wird schon wissen, was sie tut.

„Was Mark wohl von der Idee mit der Dorfhochzeit hält?“ fragt meine Schwester. „Der“, sage ich. „Was, der?“ Na, Mark ist jemand, der findet so was toll. Der findet alles toll, die getrockneten Okraschoten, die in unserer Küche an langen Baumwollketten aufgehängt sind und auch Tante Hatices bunten Wandteppich mit der Blauen Moschee.

Ob sich meine Schwester Meray zum Vorbild nimmt?

Als er das letzte Mal mit Meray bei uns daheim zu Besuch war, war er ganz fasziniert von der Kupferkanne auf unserem Kamin. Dabei steht die da nur, damit es dort auf dem Sims nicht so leer aussieht. Alles was nicht unbedingt so aussieht, als wäre es in Deutschland hergestellt, findet er „voll authentisch“ oder „echt ethno“.

Tante Hatice schimpft unablässig über die verrückte Meray und ihre alberne Idee, war aber schon zweimal im Reisebüro, um sich nach Flügen zu erkundigen. Sie überlegt, was sie auf der Feier tragen soll, ob sie mit Onkel Ömer gleich zwei Wochen Urlaub bei der Verwandtschaft machen soll und redet auf meine Schwester ein, sie solle sich ruhig mal ein Vorbild an ihrer Cousine nehmen. „Mark ist auch Deutscher“, sagt sie. Keiner weiß so genau, was sie damit meint. Als läge es daran, dass Lars Deutscher ist, dass die beiden nicht ans Heiraten denken. Es gibt Tage, da habe ich den Eindruck, da versteht sie selbst nicht, was sie sagt.

„Was sagt denn Mark eigentlich zu der Dorfhochzeit?“ fragt meine Schwester Meray am Telefon. „Ich habe schon versucht, es ihm auszureden. Aber du kennst doch Mark. Der findet das voll ethno.“

■ Dilek Güngör, geboren 1972, ist freie Autorin und lebt in Berlin.

Manche mögen's leicht

Von der Kunst, mit Plauderei eine Situation zu entspannen – die Ratgeberliteratur hat den Small Talk entdeckt

Deutsche tun sich bei der lockeren Konversation oft schwerer als Briten oder Amerikaner. Sprachwissenschaftler haben jetzt untersucht, warum das so ist.

Von Ralf Höller

Philip Dormer Stanhope suchte den Erfolg. Berechnend und nur auf sich selbst bedacht, begegnete er den meisten seiner Mitmenschen mit Verachtung. Keine schlechte Voraussetzung, um Politiker zu werden – zumindest im reaktionären England der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Stanhope brachte es bis zum Außenminister, wurde aber entlassen, nachdem er eine Intrige gegen seinen bis dahin besten Freund, den Premierminister Robert Walpole, angezettelt hatte. Später beerbte er seinen Vater als Earl of Chesterfield und kehrte als Lord ins Parlament zurück. Dort waren seine Reden gefürchtet – wegen des Gähnreflexes, den sie beim Publikum auslösten.

Berühmt wurde Chesterfield als Literat. Die Briefe an seinen Sohn Philip Stanhope hatte seine Witwe posthum veröffentlicht. Erstmals fällt darin der Begriff *small talk*: Chesterfield war auf der Suche nach einem Synonym für *chit-chat*, auf Deutsch: Geschwätz oder Gerede. Der des *big talk* nicht Mächtige hatte eine griffige Formulierung gefunden. Im Übrigen drehen sich viele der Ratschläge an den Junior darum, wie man auf gesellschaftlichem Parkett vorankommt,

ohne allzu viel Skrupel zu zeigen. Die deutsche Entsprechung des *Small Talk* ist die oberflächliche Unterhaltung. Mit dem Adjektiv muss keine Wertung verbunden sein; schließlich will ein Gespräch erst einmal aufgebaut sein, bevor es in die Tiefe geht. Doch wird Oberflächlichkeit in unserer Gesellschaft meist mit Negativem assoziiert.

Genau darin schieht der Sprachwissenschaftler Klaus P. Schneider ein Haupthindernis für die lockere Konversation. Der Professor am Englischen Seminar der Universität Bonn bedauert, dass die meisten Deutschen sich beim *Small Talk* erheblich schwerer tun als Briten oder Amerikaner. Seine Landsleute hätten die Befürchtung, ihre Äußerungen würden als zu flach eingestuft. Die Furcht vor Floskeln führe zu Zurückhaltung, ja sogar zur Verweigerung des seichten Geplauders.

Unterstützung erhält Schneiders These durch eine Studie der Bochumer Ruhr-Universität, die schon etwas älter ist: Bereits 1997 attestierte die Kommunikationswissenschaftlerin Nicole Warthun deutschen Managern mangelnde Gewandtheit auf internationalem Parkett. Grund dafür seien keineswegs fehlende Englischkenntnisse; die waren im Vergleich zu europäischen und fernöstlichen Kollegen sogar überdurchschnittlich gut ausgeprägt. Grund sei vielmehr die Unfähigkeit, sich im Gespräch auf den jeweiligen Gegenüber einzustellen.

„Deutsche sind eher selbst- als partnerbezogen“, sagt der Anglist Schneider. Die Hemmung, auf andere zuzugehen, wird laut Wart-

hun durch den Glauben an die Überlegenheit der eigenen Werte verstärkt. Durch interkulturelle Missverständnisse und daraus resultierende Unstimmigkeiten, so ein Ergebnis der Bochumer Studie, verliert die deutsche Wirtschaft jährlich Milliarden.

Die Erkenntnis, dass „*Small Talk* für die Karriere von höchstem Wert“ ist (so das „*Managermagazin*“) scheint sich inzwischen auch hierzulande durchzusetzen. In den vergangenen Jahren wurde der Buchmarkt von einschlägiger Ratgeberliteratur wie „Die hohe Kunst des *Small Talk*“ oder „*How to talk small: Partywissen für Fortgeschrittene*“ überschwemmt. Rund fünfzig Titel seien auf dem Markt, hat Schneider festgestellt. Den wenigsten stellt er ein gutes Zeugnis aus: Die reißerischen Titel, die Erhebung des *Small Talk* in den Rang einer Wissenschaft und die Betonung nebensächlicher Aspekte wie Stimme, Mimik, Körpersprache oder Kleidung verkomplizieren seiner Meinung nach die an sich simple Angelegenheit.

Schneider geht mit der Mehrzahl der Autoren hart ins Gericht. Er wirft ihnen vor, künstliche Hürden zu errichten („Wer sagt denn, eine lockere Konversation müsse immer originell sein?“), wo einfache Tipps zur Redeeröffnung gefragt seien. Der Sprachwissenschaftler regt sich besonders über seiner Meinung nach durch nichts zu belegende Mythen auf – etwa über die Behauptung, dass *Small Talk* in erster Linie nonverbal stattfindet. Schneider korrigiert: „Beim *Small Talk* geht es darum zu reden. Alles was vom

Reden abhält, ist kontraproduktiv.“ Einige ihm unverständliche, aber in der gängigen Literatur immer wiederkehrende Muster hat auch Markus Flossdorf beobachtet. Er gibt über seine Website www.small-talk-themen.de einen täglich erscheinenden kostenlosen Newsletter heraus, in dem es um Gesprächsstoff geht: „Immer wieder warnen die Ratgeber vor sogenannten Tabuthemen wie Politik oder Geld. Aber das ist doch gerade das Spannende! Es gibt keine Nachrichtensendung, die ohne diese Themen auskommt. Ich muss ja nicht jedem gleich sagen, welche Partei ich wähle oder wie viel Geld ich im Monat verdiene.“

Überhaupt gleichen sich die Ratgeber. „Verkauft werden Superlative“, sagt der Sprachwissenschaftler Schneider, und den Lesern wird versprochen, dass „die Pause nie peinlich wird“ und sie selbst „nie wieder sprachlos“ und „schlagfertig und witzig in allen Lebenslagen“ sein werden. Alles ein bisschen zu anspruchsvoll für einen *Small Talk*, der sich ja auf einer bewusst seichten Ebene abspielt und eine Situation entspannen soll. Wer mit Ehrgeiz und dem Wunsch zu brillieren an die Sache herangeht, diene ihr nicht. Die Fähigkeit, locker zu parlieren, scheint eine Kommunikationshilfe, aber weder eine persönliche noch eine berufliche Schlüsselqualifikation zu sein. Letzteres legt der Großteil der Ratgeberliteratur nahe. Doch kann man ihr solche Verkaufsargumente übelnehmen, wenn sich selbst die Politik immer wieder in den *Small Talk* einmischt?